

(Nachdruck verboten.)

10]

Creffn.

Roman von Bret Harte.

Wenn der Bürger von Indianerbrunn um neun Uhr vormittags die Post besteigt und um zwei Uhr vierzig Minuten Big Bluff erreicht, kommt er am selben Abend mit dem Expresszug nach Sacramento und trifft mit den Palastdampfern der Dampfschiffscompagnie zeitig genug in San Francisco ein, um am andern Nachmittag um drei Uhr dreißig Minuten den Postdampfer nach Yokohama zu benutzen.“ Obgleich kein Bürger von Indianerbrunn jemals diese prächtige Gelegenheit würde benutzen wollen, hatte doch jeder das unbestimmte Gefühl, daß die Möglichkeit allein schon eine unschätzbare Wohlthat sei, und selbst der Lehrer, welcher den Artikel durch Rupert Filgen laut vorlesen ließ und Erläuterungen über die Aussprache der mehrsilbigen Worte daran knüpfte, blieb davon nicht unberührt. Hans Filgen und Jimmy Snyder sahen darin ein wunderbares Etwas, das sie die fernsten Inseln mit Gedankenschnelle erreichen ließ, und hörten mit großen Augen aufmerksam zu. Und die Mitteilung, welche der Lehrer schließlich machte, daß das Ereignis durch einen freien Nachmittag gefeiert werden solle, ließ den Anlaß der einfachen Schule in der Dichtung in demselben prächtigen Lichte erscheinen, wie er in der eleganten Kneipe in der Hauptstraße betrachtet wurde.

Und so kam der wichtige Tag heran mit den beiden neuen Postkutschen aus Big Bluff, welche die besonders geladenen Redner brachte, die bei solchen Gelegenheiten immer besonders geladen werden und, seltsam genug, nie vorher die hohe Wichtigkeit und den Vorzug so tief empfunden haben wie gerade diesmal. Dann gab es Völlerschüsse und Blechmusik, eine neue Flagge wurde am Freiheitspfahl gehißt und später folgte die Eröffnung der Grube, wobei ein vornehm aussehender Redner mit durchaus nicht arbeitsmäßigem hohem Hut, schwarzem Frack und weißer Binde, die ihm das Ansehen eines festlich gekleideten Totengräbers verliehen, aus der Hand eines anscheinend frohgestimmten Leidtragenden den Spaten nahm und die ersten Spatenstiche that. Völlerschüsse, Blechmusik und ein Festmahl im Hotel kamen danach. Aber überall — die höchsten Erwartungen übertreffend — herrschte unbezähmbare Jugend- und Unternehmungslust, jener Geist, der Kalifornien groß gemacht, der tausend solcher Unternehmungen in der Wildnis hervorgerufen und die Unternehmer in den Stand gesetzt hatte, mit guter Laune ihre dürftigen oder fehlgeschlagenen Erfolge zu betrachten, ohne Furcht und Zagen und voll Mut und steter Hoffnung den Blick auf ein neues Feld der Thätigkeit zu richten. Was that's daß Indianerbrunn die verlassenen und zerstörten Gruben früherer Ansiedler stets vor Augen hatte? Was that's, daß der überschwengliche Lobredner der Eureka-Grube erst vor wenigen Jahren ebenso verschwenderische Glücksverheißungen dem fruchtlosen Werke gespendet hatte, welches ihm auf der andern Seite des Flusses gegenüberlag? Die fröhliche Vergesslichkeit der Jugend achtete nicht der Warnung oder betrachtete sie als Scherz. Der Lehrer, eben von seiner kleinen Herde verlassen und durch die Berührung mit ihr sich älter erscheinend, fühlte etwas wie Neid inmitten dieser kaum älteren Enthusiasten.

Ganz besonders denkwürdig war der bewegte Tag für Hans Filgen, nicht bloß wegen der köstlichen Leistungen der Musikbände, bei denen er zwischen Trombone und Baute energisch standhielt, nicht bloß wegen der halb schreckhaften Völlerschüsse und des anregenden Pulvergeruchs, welcher seine kindliche Seele zu unnötigen Freudenrufen veranlaßt hatte, sondern wegen eines besonderen Vorkommnisses, welches seine ohnehin scharfe Beobachtung noch erhöht hatte. Während er auf der Veranda des Eureka-Hotels unverantwortlicher Weise allein gelassen war, indes sein Bruder Rupert voll Ergebenheit der hübschen Wirtin den Hof machte, indem er sie in ihren Obliegenheiten unterstützte, gab sich Hans allerhand Beobachtungen hin. Die Rosetten der sechs Pferde, das neue Geschirr, die lange Peitsche des Kutschers, seine enormen Leder-

handschuhe und die Art, wie er die Zügel führte, der herrliche Duft des glänzend lackierten Wagens, der goldene Knopf an dem Stocke des ehrenwerten Abner Dean, das alles nahm Hans in die geheimen Fächer seines Gedächtnisses auf als gleichgültige Dinge, die er so nebenher in seinen geräumigen Taschen barg. Doch als aus dem zweiten Wagen mit den eigentlichen Passagieren ein junger Mann ausstieg und in der Veranda auf und nieder spazierte, als ginge ihn das alles nichts an, da wußte Hans mit einem Gefühl der Befriedigung, daß er einen Prinzen gesehen habe. Angezogen mit einem weißen Leinenanzug, mit einem Diamantring am Finger, einer goldenen Kette an der Uhr und einem Panamahut mit schwarzem breitem Bande auf dem parfümierten Lockenhaar, war er eine Erscheinung, wie sie Hans glänzender nie gesehen. Er war imposanter und weniger unverständlich als der ehrenwerte Abner Dean, eindrucksvoller als der Lehrer — weit schöner als jedes Bild, das er bis jetzt gesehen hatte. Hätte er ihn im Vorbeigehen gestreift, Hans wäre zusammengefahren; hätte er ihn angeredet, er wäre stumm geblieben, das wußte er. Nun denke man sich sein Staunen, als er sah, wie Onkel Ben — wirklich Onkel Ben — sich diesem Ausbund von Vollkommenheit näherte, freilich mit einiger Verwirrung, und nach ein paar unverständlichen Worten mit ihm davon schritt! Darf man sich wundern, daß Hans, seinen Bruder, die Pferde und das Festmahl mit seinen etwaigen Abfällen vergessend, unverzüglich folgte?

Die beiden Männer bogen in eine Seitenstraße, welche auf einen Platz mündete, der von den Gruben und Furchen früherer Goldgräber durchzogen war. Hans, der zeitweise hinter diesen Unebenheiten verschwand, hielt sich dicht hinter ihnen, schlenderte, sobald er von ihnen gesehen werden konnte, kreuz und quer hin, wie es kleine Jungen zu thun pflegen, und that so, als wisse er von nichts und suche irgend etwas auf der Erde. So bald rechts, bald links von ihnen auftauchend, folgte ihnen Hans bis an den Rand des Waldes, wo er sich schon mehr in ihrer Nähe halten konnte.

Ohne den unbedeutenden kleinen Jungen, der ein paar mal furchtlos ihren Weg kreuzte, weiter zu beachten, setzten die beiden ihr anscheinend vertrauliches Gespräch fort. Nur die Worte „Akkien“ und „Anteile“ waren zu verstehen. Hans hatte die Worte während des Tages schon mehrfach vernommen, allein er war erstaunt darüber, daß Onkel Ben sich von diesem Prinzen Bescheid erholte, der so ungewöhnlich höflich und zuthunlich war. Doch seine Verwunderung stieg noch, als sie nach einer halbstündigen Wanderung auf dem Grundstück anlangten, welches das Streitobjekt der Harrisons und Mc. Kinstry's bildete. Da ihm besonders eingeschärft worden war, den Platz nie zu betreten, wußte Hans dort natürlich genau Bescheid. Aber was wollte der unbegreifliche Fremde dort? Brachte ihn Onkel Ben dahin, um den streitenden Parteien mit seinen Vorzügen zu imponieren? War es ein Scherz, ein junger Richter, oder am Ende der Sohn des Gouverneurs von Kalifornien? Oder war Onkel Ben so dumm, daß er den Platz nicht kannte?

Hier bot sich eine günstige Gelegenheit für Hans, sich bemerklich zu machen und sie über die Gefahr aufzuklären, mit der leisen Anspielung darauf, daß er alles genau kenne. Doch leider, als er eben hinter einem Baume seinen Entschluß faßte, wandte sich der Fremde um und sagte mit einer Geringschätzung, die ihn trefflich kleidete:

„Na, ich würde in dem ganzen Ranch nicht einen Dollar für den Acre geben. Aber wenn Sie durchaus irgend einen Preis zahlen wollen — meinetwegen; das ist ja Ihre Sache.“

Nach Hansens bereits vorgesehener Meinung nahm Onkel Ben diese ganz gerechte Verachtung mit gebührender Demut hin, dennoch aber murmelte er etwas „Dummes“ dagegen, auf das zu hören Hans nicht der Mühe wert hielt. Sollte er nicht vortreten und dem Prinzen mitteilen, daß er seine Zeit an einen Mann vergeude, der nicht einmal ordentlich buchstabieren konnte und der bei seinem, Hansens, Bruder schreiben lerne?

Der „Prinz“ fuhr fort:

„Natürlich wissen Sie, daß der angekaufte Besitztitel für das Land Ihnen noch nicht den wirklichen Besitz sichert. Sie werden ebensogut sich mit den Squatters und dem andern

Doll herumzubalgen haben. Statt zwei wird es dann drei Parteien geben — weiter nichts.“

Onkel Bens kindische Antwort interessierte Hans gar nicht. Er hatte nur Ohren für den höheren Intellekt von ihm, und der fuhr fort:

„Nun lassen Sie mich Ihren Vorrat sehen. Ich habe nicht viel Zeit, da ich noch andre Geschäfte besorgen muß — und ich denke, Sie wünschen die Sache noch geheim zu halten. Ich begreife nicht, wie Sie das bisher haben thun können. Ist Ihre Grube weit? Sie wohnen dort auch, nicht wahr?“

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte wig.

Es ist eine niederbrückende Erscheinung, daß oft nach wenigen Jahren schon die Wissenschaft das Gegenteil von dem behauptet, was sie ein für allemal als feste und gesicherte Thatsache gewonnen zu haben meinte. Es giebt ja Forscher genug, die in diesem Wandel der Anschauungen eine erwünschte Abwechslung sehen, die forschen nur um des Forschens willen und in dem Forschen ihre Hauptbeschäftigung und Hauptunterhaltung sehen. Wer kennt nicht den Ausspruch Lessings, der nicht die Wahrheit, sondern das Suchen nach Wahrheit für das Glück des Menschen hält, und wie viele giebt es, denen nicht das Ziel, sondern die „Bewegung“, die Entwicklung alles ist. Gewiß, jeder, der auf irgend einem Gebiete geistig thätig ist, wird einen hohen Genuß an der geistigen Arbeit an und für sich finden. Aber ein Arbeiten, bei dem nicht die Hoffnung auf ein Resultat der Leitstern ist, kann wohl kaum jemand befriedigen. Oft, gar zu oft wird diese Hoffnung getäuscht. Viele müssen schließlich die Arbeit ihres Lebens als unnütz, als verloren betrachten. Würden sie aber im voraus, daß ihre Thätigkeit unnütz ist und forschten sie trotzdem weiter fort, so wären sie arme Thoren. Es dürfte wohl auch im Ernste niemand geben, der, wenn er die Wahrheit vor sich sähe, nicht sofort nach ihr griffe, wenn er dadurch auch die Freude des Forschens sich verkürzte. Meist sind freilich die Trauben so sauer, und dann tröftet sich der Mensch damit, daß man irrt, so lange man strebt, oder, daß alles Wissen Stückwerk sei. Ist das aber ein Trost? Die unangenehme Thatsache bleibt aber bestehen, daß auch die Wissenschaft nicht fest steht, daß auch sie schwankt wie alles andre.

Es machen sich viele Zeichen bemerkbar, daß die gesamte Naturwissenschaft wieder einmal an einem Punkte angelangt ist, wo sie forstigerend, umgestaltend, revolutionierend in die Resultate und Anschauungen der großen 20jährigen Blütezeit eingreift. Die Physik steht in der Ionenlehre eine neue Erklärung der Weltkräfte winken, die Chemie gelangt von der Atomistik zur Energetik, die Physiologie sieht, wie erst neulich auf der Naturforscherversammlung W. Ostwald betonte, in den Erscheinungen der Enzymwirkungen einer neuen Blütezeit entgegen, die Biologie kämpft gegen die Thesen Darwins an und nun tauchen auch in der Geologie Strömungen gegen die bisherigen Anschauungen auf. Die Geologie steht noch heute hauptsächlich unter dem Einflusse Hells. Nach ihm vollziehen sich alle Veränderungen der Erdoberfläche durch kleine, aber stetig anhaltende Wirkungen. Berg und Thal, die Grenzen von Wasser und Land, die abgelagerten Erdschichten sind durch die tägliche Arbeit des Wassers und anderer geologischer Faktoren entstanden. Hells verbaute den Gedanken an Katastrophen vollständig aus der Wissenschaft. Die früheren Geologen glaubten alle Vorgänge auf der Erde durch plötzlich wirkende gigantische Kräfte entstanden. Vulkanische Mächte hatten die Berge und Gebirge emporgeschleudert, alle Gesteine waren auf einmal als Niederschlag aus einer wässrigen Lösung oder als Produkte gewaltiger vulkanischer Eruptionen entstanden. Seit Hells glaubte man nicht mehr an plötzliche Umgestaltungen der Erdoberfläche, selbst den Erdbeben schrieb man keine besondere Bedeutung zu. Sah man es doch als erwiesen an, daß die Vulkanberge selbst nicht durch einen einmaligen Ausbruch aufgetürmt sind, sondern daß sie wie Schutthügel dem wiederholten Aufhäufen eruptiven Materials infolge sehr vieler Ausbrüche ihre Existenz verdanken. Neuerdings erhoben sich Stimmen, welche die alte Katastrophenlehre wieder zu Ehren bringen wollten. Gerade bei dem Vulkanismus hat die Kritik der Hellschen Anschauungen begonnen. Schon Stübel hat durch sehr langjährige Beobachtungen unzweifelhaft nachgewiesen, daß dem Vulkanismus eine weit größere Bedeutung zukommt, als man ihm bisher einräumen wollte. Sehr wichtige Ergebnisse hat, wie Johannes Walter kürzlich in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ (6. Oktober 1901) anschaulich darlegt, die wissenschaftliche Untersuchung der geologischen Wirkungen geliefert, welche das große indische Erdbeben vom Jahre 1897 im Gefolge hatte. Ohne irgend welche vorherige Ankündigung erzitterte plötzlich die Erde und etwa 1 1/2 Minuten lang bewegte sich der Erdboden in meterhohen Wellen wie ein vom Sturm in Aufregung gebrachtes Meer. In dem ganzen Distrikt Assam, welcher sich über ein Stüd des südlichen Himalayas und der bengalischen Tiefebene erstreckt, zerfielen Städte und Dörfer in Trümmer und Tausende von Menschen verloren hierbei ihr Leben. Geologisch ist es nun äußerst bedeutsam, daß bei diesem furchtbaren

Erdstoß die Wälder des dort sehr tief gefalteten Gebirges vollständig von aller Vegetation, von den gewaltigen Urwäldern samt der ganzen Verwitterungserde auf einmal entblößt wurden. Assam ist eines der regenreichsten Gebiete der Erde, infolge dessen ist das Gestein bis sehr tief ins Innere hinein verwittert, die gewaltige, von Wasser und Wärme emporgetriebene Urwaldvegetation hält jedoch das lockere Material gut zusammen. Allein das Erdbeben schüttelte von allen diesen Verhängen Bäume und Erdröckel ab, ungeheure Massen von Schutt und Pflanzenmaterial rollten die steilen Wände hinab und verschütteten die Thäler. Die denkbar größte Ueberschwemmung hätte nicht den hundertsten Teil dieser entsetzlichen Wirkung gehabt. Die Berge sind vollständig kahl bis auf das harte Gestein, aus dem sie bestehen. Wie viele Jahrtausende würde das Wasser dazu gebraucht haben, um die Berge in dieser radikalen Weise abzuwaschen, das Wasser, das für gewöhnlich Sandkorn für Sandkorn, Stein für Stein vom Berge ins Thal trägt! Joh. Walter weist auch darauf hin, daß manche Ablagerungen früherer Erdperioden wahrscheinlich ebenfalls auf die jähe Wirkung von Erdbeben zurückzuführen sind.

Bei dem indischen Erdbeben entstanden zahlreiche Spalten und Risse im Erdreie, an mehreren Stellen traten sogar sogenannte Verwerfungen auf, das heißt, ein Stüd Erdboden wurde weit über das bisherige Niveau emporgehoben, so daß es nun den innigen Zusammenhang mit dem benachbarten Lande verloren hat, gleich wie eine abgetrennte und emporgestülpte Eisscholle gegenüber der gesamten Eisbede verhöben ist. In allen Gesteinen und Ablagerungen finden wir derartige Schollen und Verwerfungen wieder. Wenn wir irgend einen steilen Felsen betrachten, so können wir sehen, wie sein Gestein von Spalten durchzogen ist. Er macht einermachen den Eindruck einer Mauer, die aus kolossalen Steinblöcken aufgebaut ist. Diese Zerklüftung des Gesteins ist eine ganz allgemeine Erscheinung. Walter meint daher, daß diese überall die Folge von Erdbeben gewesen sei. Denn im Laufe der Erdperioden dürfte an jeder Stelle der Erde einmal ein Erdbeben stattgefunden haben, und ein einziges genügt, um meilenweit das Gestein in Klüfte zu zerpalten. Bedeutend seltener, aber immerhin häufig genug, kommen die Verwerfungen vor, bei denen Erdschichten nicht nur zerpalten, sondern die zerpaltenen Teile auch gegen einander vertikal verschoben wurden. Auch horizontale Verschiebungen wies das indische Erdbeben auf, Eisenbahnschienen wurden teils ineinander verbogen, teils weit auseinander gezerrt. Und auch Erscheinungen solcher Art zeigt das Gestein früherer Erdperioden ziemlich häufig.

Bei der normalen täglichen Wirkung der geologischen Kräfte geht die Erdoberfläche nur ungewisser langsam vor sich. Im Unterlauf selbst schnellfließender Gebirgsflüsse lagert sich in einem Jahre nur eine recht geringfügige Menge von Schutt und Sand ab. Wer aber etwa die Verheerungen gesehen hat, welche die Ueberschwemmungen von 1896 im Riesengebirge und in der sächsischen Schweiz angerichtet haben, wo die ungeheuren Schuttmassen in den Thälern, die breiten, glatt abgekehrten, von Bäumen entblößten Streifen an den Bergen gesehen hat, der muß zu der Ueberzeugung kommen, daß eine einzige solche Katastrophe weit mehr erdumgestaltend wirkt als Jahrhunderte normaler Entwicklung. Nun finden aber in jedem Jahrhundert mindestens eine, oft mehrere solcher Katastrophen statt, und demgemäß wird auch die katastrophale Thätigkeit des Wassers weit größere Endwirkungen hervorbringen als die normale.

Die allmähliche Thätigkeit des Wassers ist schon deshalb so wenig wirksam, weil an sie die Vegetation vollständig angepaßt ist. Diese bildet eine ganz vorzügliche Schutzbede für den darunter liegenden Boden. Selbst in den regenreichsten Gegenden und an den steilsten Abhängen vermag, wie jüngst die Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft nach einem Vortrage C. Sappers berichtet, das Wasser seine abspülende Wirkung nur sehr wenig zu äußern, da gerade der Urwald, der hier gedeiht, die Kraft des Wassers vollständig bricht. C. Sapper, der während 12 Jahre Beobachtungen in Südamerika und Mittelamerika angestellt hat, macht vor allem auf den etagenartigen Aufbau des Urwaldes aufmerksam, indem die Baumkronen, die auf den Ästen scharfgezogenen Epiphyten, die Schlingpflanzenregion und das Unterholz den Aufsprall des Wassers abschwächen, so daß dieses seine ganze Kraft verloren hat, wenn es schließlich von der untersten Etage auf den Boden fällt. Aber die Stärke der ungeheueren Wassermassen, welche der tropische Gewitterregen herabsendet, wird auch dadurch bedeutend gemildert, daß die fallende Bewegung der Tropfen durch die Luftwurzeln und durch die Kletterpflanzen mit ihrer treppenartigen Blätteranordnung in eine gleitende umgewandelt wird. Rosettenartige Gewächse auf dem Boden sorgen schließlich dafür, daß die Wassermengen festgehalten werden und sich so nicht zu plötzlich abstürzenden Wasserläufen zusammenfinden können, welche das Erdreie hinwegspülen würden. Selbst an Hängen, die eine Neigung von 70 Grad besitzen, vermag der Urwald den Boden vor Abtragung zu schützen. Dagegen wächst das Wasser die bereits bestehenden Flußbetten immer tiefer aus. Es entstehen kannelartige Flußschluchten mit hohen, fast senkrechten Uferwänden. Bisweilen stürzen diese Wände ein, wenn sie zu hoch werden oder wenn das Wasser sie unterpflückt. In diesem Fall verändert sich das Ufer sehr schnell, es sind doch also schließlich auch hier die Katastrophen, welche die größten Wirkungen hervorbringen.

Es wäre gewiß nicht richtig, nun alle geologischen Ereignisse,

die sich auf der Erde abspielen, auf Katastrophen zurückzuführen zu wollen. Aber ohne Zweifel haben diese in vielen Fällen eine weit größere Bedeutung als die allmähliche Entwicklung. Eine Thätigkeit kann ganz im stillen vor sich gehen und fast gar keine Wirkung haben, bis sie plötzlich auf einen Punkt gerät, wo gewissermaßen eine Explosion stattfindet, die nur auf einen Augenblick alles um sich herum verändert. In den Erdschichten finden vielfach chemische Prozesse statt, die keine besondere Bedeutung besitzen, aber bisweilen in ein Stadium kommen, wo sie sich sehr fühlbar machen. Bei der Verwandlung des Holzes in Kohle wird infolge der chemischen Zersetzung Wärme erzeugt. Diese Zersetzung geht nun zwar sehr langsam vor sich, aber schließlich gelangt die Erwärmung auf einen Punkt, wo sie plötzlich eine neue starke Kraft geworden ist. H. Goefer hat ein Kohlenflöz in der Nähe von Teplitz in seiner Schrift „Die Wärmeverhältnisse im Kohle führenden Gebirge“ (Leoben 1901) zum Gegenstand seiner Beobachtung gemacht. Dasselbe erhöht die Temperatur der sich anschließenden Schichten ganz wesentlich. Man hatte früher die Meinung gehabt, daß diese Gegend durch einen Wasserlauf erwärmt würde, der sich von den Teplitzer Heilquellen hierher abzweigte. Man hatte hierin auch die Ursache dafür sehen wollen, daß im Jahre 1894 die Teplitzer Quellen plötzlich zu versiegen drohten. Allein Goefer weist nach, daß das Kohlenflöz ein eigentlicher Wärmeherd sei. Die Wärme mag immerhin sehr bedeutend sein, da die Temperatur beim Eindringen in den Erdboden in der Richtung des Flözes sehr rasch steigt. Nun ist allerdings in diesem Fall das Kohlenflöz zu unbedeutend, als daß seine Wärme, wäre sie auch noch so hoch, sehr bedeutende Erdveränderungen hervorrufen könnte. Aber man sieht doch auch hieraus, daß selbst bei langsam sich vollziehenden Prozessen mitunter Nebenwirkungen eintreten, die von einem gewissen Zeitpunkt an plötzlich thätig sind. Dann hat z. B. das Wasser, das in solch einem Kohlenflöz oder in der Nähe davon vorhanden ist, einen bestimmten Wärmegrad erreicht, so löst es plötzlich Substanzen in dem Gestein, die es noch kurz vorher nicht gelöst hat. Dadurch aber wird plötzlich ein neuer Prozeß zur Zersetzung des Gesteins, also zu einer weittragenden geologischen Veränderung eingeleitet. Solche Nebenwirkungen mag es nun in Menge geben, aber auch die bereits bekannten und die Erscheinungen bei Erdbeben und bei vulkanischen Vorgängen lassen es sicher erscheinen, daß die Entwicklung der Erdoberfläche nicht immer in ruhig verlaufenden Prozessen, sondern bisweilen in gewaltigen Katastrophen vor sich geht. Und gerade die Katastrophen bringen so große Veränderungen hervor, daß sie vielleicht im ganzen ebenso sehr, wenn nicht mehr, an dem Aufbau der Erdoberfläche beteiligt sind.

Kleines Feuilleton.

ac. Die Insel Lesbos und die Anfänge der griechischen Lyrik. Die augenblicklich wegen der politischen Vorgänge des Tages vielgenannte Insel Lesbos spielt gegenwärtig nicht zum erstenmale eine bedeutungsvolle Rolle auf der Weltbühne. Aus der Geschichte der Insel ist besonders bekannt ihr Abfall von Athen im Verlaufe des peloponnesischen Krieges; die Athener wurden des Aufstandes Herr und saßen dann in der ersten Erbitterung den berückeltesten Volksversammlungsbeschlüssen, sämtliche erwachsenen Einwohner der lesbischen Hauptstadt Mytilene hinrichten zu lassen, begnügten sich aber nachträglich mit der Exelution von 1000 Mädelsführern (427 v. Chr.). Diese Vorgänge sind mit allen Einzelheiten vor der Vergessenheit bewahrt worden durch die klassische Darstellung des großen griechischen Geschichtsschreibers Thucydides, würden der Insel aber doch keinen Anspruch geben auf eine besonders hervorragende weltgeschichtliche Stellung. Deren ist sie nur teilhaftig geworden durch ihre große Bedeutung für die Entwicklung nicht der griechischen Litteratur allein, sondern überhaupt der Weltlitteratur. Denn auf diesem Eiland hat die Lyrik ihre erste Stätte gehabt: Lesbos hat die ersten großen lyrischen Dichter hervorgebracht, die von Wein, Liebe, Naturleben, Tagesereignissen in kunstvoll gebauten Liedern sangen. Das dabei gebrauchte Begleitinstrument, die Leier oder Lyra, nach der die ganze Dichtungsart benannt ist, hat von der Hand eines Lesbiers eine wichtige Verbesserung erfahren. In der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts v. Chr. wandelte Terpander aus Antissa auf Lesbos die bis dahin vierstimmige Leier in eine siebenstimmige um, so daß sie nun eine ganze Oktave umfaßte. Von den Dichtungen Terpanders sind uns nichts geblieben als ein paar einzelne Verse, die sich übrigens nicht sowohl auf dem Gebiet der eigentlichen Lyrik, als der religiösen Hymnendichtung bewegen. Kein günstigeres Geschick hat geblüht dem ähnliche Vorwürfe behandelnden Arion aus Methymna auf Lesbos (gegen 600 vor Christi), dessen Person uns wohlbekannt ist durch ein beliebtes Gedicht unsrer eignen Litteratur:

„Arion war der Löne Meister,
Die Zither lebt in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land . . .“

Das also anhebende Gedicht von August Wilhelm v. Schlegel schließt sich in seiner Behandlung der Sage, wonach Arion, bei seiner Rückkehr von Italien nach Griechenland von den raubgierigen Schiffen gezwungen, sich ins Meer zu stürzen, von einem musikalischen

empfindlichen Delyphin auf den Rücken genommen und wohlbehalten an Land gebracht worden sein soll, an eine Lieberlieferung beim Vater der Geschichte, Herodot, an. Während also schon zu dessen Zeiten, kaum anderthalb Jahrhunderte nach Arion, die Gestalt des Dichters von Sagen umrankt war, stehen dagegen noch für uns im hellen Licht der Geschichte und sind auch, obwohl nur spärliche Reste ihrer Werke erhalten sind, in ihrer dichterischen Persönlichkeit erkennbar, die beiden größten Dichtergestalten, die Lesbos hervorgebracht hat, die eigentlichen Koryphäen der griechischen Lyrik: Alcäus und Sappho. Sie waren beide Kinder der lesbischen Hauptstadt Mytilene, die zu ihrer Zeit, um 600 v. Chr., von den heftigsten inneren Wirren erfüllt war. Nachdem das übermüthige Adelsgeschlecht der Pentheleiden, die mit dem Knüttel ihr Regiment über die Canaille behauptet hatten, schließlich von der auffässigen Bevölkerung ausgerottet worden war, hatte sich Myrsilus zum Tyrannen aufgeschwungen. Nach dessen Sturz und Ermordung hatte sich Melanchrus der Meinherrschaft bemächtigt, der dann aber auch getödtet wurde. An der Spitze dieser Revolution hatte Pittacus, namhafter elegischer Dichter und einer von den sieben Weisen Griechenlands, gestanden, der sich bei seinen Mitbürgern solchen Ansehens und Vertrauens erfreute, daß sie ihn auf zehn Jahre zum Gesetzgeber wählten: er legte nach Erledigung seiner Aufgabe mit seltener Entschlossenheit die ihm übertragene Macht freiwillig nieder. Unter solchen Verhältnissen war Alcäus groß geworden und nahm nach seinem Heranwachsen alsbald mit That und Wort lebhaften Anteil am öffentlichen Leben seiner Vaterstadt, vor allem indem er seine politischen Streitlieder in den Kampf schleuderte. Während der Willkürherrschaft des Myrsilus hatte er von dem letzten Staatsschiff gejungen:

„Nicht mehr zu deuten weiß ich der Winde Stand,
Dem bald von dorthier wälzt sich die Bog' heran,
Und bald von dort, und wir inmitten
Treiben dahin, wie das Schiff uns fortreißt,
Mühselig ringend wider des Sturmes Gewalt;
Dem schon des Mast's Fußende beipflügt die Flut,
Und vom zerborstnen Segel trostlos
Plattern die mächtigen Fegeln abwärts.“

Und als Myrsilus getödtet war, jubelte er: „Jetzt darf man sich beruhigen, jetzt den Tafelgenossen zu unmäßigem Trunke ermahnen, da der Tyrann Myrsilus gestorben ist.“ Wie er dann an dem Sturz des Melanchrus mitwirkte, im Bunde mit Pittacus, so wurde er zu dessen erbittertem Gegner, als Pittacus Gesetzgeber wurde, weil der Dichter in dem Weisen einen verbenden Tyrannen argwöhnte. In seinen politischen Liedern setzte Alcäus dem Pittacus derartig zu, daß er selber zeitweilig aus Mytilene verbannt wurde. Zwischenbüch hatte er einen Kriegszug gegen die Athener mitgemacht, bei dem er nicht eben glänzend abschnitt; es passierte ihm nämlich das Pech, auf der Flucht seinen Schild einzubüßen, was für äußerst schimpflich galt. Alcäus aber nahm die Sache nicht tragisch:

Geh, melde meinen Leuten: gerettet ist
Alcäus zwar, doch ist er der Waffen bar;
Im Tempel der Glaukopis*) hangen
Sie zu Athen nun zusamt dem Schilde.“

Natürlich hat Alcäus auch Liebeslieder gesungen; eines davon begann also:

„Sanftlächelnde, keusche, weichenlodige Sappho,
Gestehen will ich dir etwas, Scham nur hinder's.“

Darauf antwortete der Gegenstand seiner Wünsche, seine jüngere Zeitgenossin, die große Dichterin Sappho:

„Wenn deine Sehnsucht zielte auf Edles hin,
Die Junge Schlichtes nicht zu gestehen dächst,
So füllte Scham nicht deine Augen,
Sondern du sprächst Dich aus in Ehren.“

Man darf aus diesem merkwürdigen Körbchen nicht schließen, daß sie zimperlich gewesen sei. So singt sie z. B.:

„Zu Thale schon ging Selene**)
Und ihr, Plejaden! es rinnen
Die Stunden; ach! Mitternacht schon!
Ich aber — ich schlaf' alleine!

Vielfach wird ihr eine krankhafte Verirrung zugeschrieben, die wegen ihrer weiten Verbreitung im alten Lesbos gewöhnlich nach der Insel benannt wird, und in der That möchte die übermäßig warme, schwärmerische Liebe, mit der Sappho in ihren Gedichten von den Freundinnen spricht, einen solchen Verdacht begünstigen. Andererseits aber ist sicher, daß sie wenigstens einem Manne ihr ganzes Herz zugewandt hat. Wie man sich zu der unerquicklichen Frage, die schon im Altertum viel erörtert wurde, auch stellen mag, keinem Zweifel unterliegt es, daß Sappho eine der größten, wenn nicht die größte Dichterin aller Zeiten ist: noch die wenigen Trümmer ihrer Werke, die uns geblieben sind, lassen das erkennen, vor allem der herrliche Sang an Aphrodite, die Liebesgöttin:

Die du thronst auf Blumen, o Schaumgebor'ne
Tochter Zeus', liststunende, hör' mich rufen,
Nicht in Schmach und bitterer Qual, o Göttin,
Laß mich erliegen,

*) Glaukopis, „die Eulenäugige“, wurde die Göttin Athene genannt.

**) Der Mond.

Sondern huldvoll neige dich mir, wenn jemals
Du mein Fleh'n willfährigen Ohrs vernommen,
Wenn du je, zur Hilfe bereit, des Vaters
Galle verlassien.

Raschen Flugs auf goldenem Wagen zog dich
Durch die Luft dein Raubengespann, und abwärts
Floh von ihm der Fittiche Schatten dunkelnd
Ueber den Erdgrund.

So, dem Vliß gleich, stiegst du herab und fragtest,
Sel'ge, mit unsterblichem Antlitz lächelnd:
„Welch' ein Gram verzehrt dir das Herz, warum doch
Niesst du mich, Sappho?“

„Was beklemmt mit sehnlicher Pein so stürmisch
Dir die Brust? Wen soll ich ins Reg dir schmeicheln?
„Welchem Liebling schmelzen den Sinn? Wer wagt es
„Deiner zu spotten?“

„Flieht er: wohl, so soll er dich bald verfolgen,
„Behrt er stolz der Gabe, so soll er geben,
„Liebt er nicht: bald soll er für dich entbrennen,
Selbst ein Verschmähter.“

„Komm dem, komm auch heute, den Gram zu lösen!
„Was so heiß mein Busen ersehnt, o laß es
„Mich empfangen, Goldbestige, sei du selbst mir
„Bundesgenossin!“

Sappho war nicht die einzige Dichterin ihrer Zeit und ihrer Heimat, wo den Frauen mehr Bewegungsfreiheit und Entwicklungsmöglichkeit eingeräumt war, als im größten Teil des übrigen Griechenlandes. Ihre gleichzeitige Landsmännin Erinna z. B. preist ein ungenannter späterer Dichter:

„Als Dir eben ein Lenz voll duftiger Lieder entsprohete,
Und Dein Mund, wie des Schwan's Weise, so schmelzend erklang,
Trieb Dich die Mära“, die Herrin der fadenmüwundenen Spindel,
Ueber des Acherons Flut hin zu der Toten Bereich,
Laut verkündet jedoch Dein dichterisch Schaffen: Erinna
Lebt, und den Mufen gesellt singt sie und tanzt sie im Chor.“

Aber diese Gefährtinnen in Apollo reichten doch nicht das Wasser der Sappho, die mit Alcäus zusammen das unerreichte Vorbild aller späteren griechischen und römischen Liederdichter blieb. Sappho und Alcäus sind die Eltern der Lyrik, die Insel Lesbos ist ihre Heimat. —

Musik.

In der wogenden Flut der winterlichen Konzerte ist nicht bald eines alljährlich ein so fester und bedeutungsvoller Anhepunkt wie das des Berliner Lehrer-Gesangvereins. Man kann einem solchen Verein schon aus pädagogischen und fast auch aus politischen Gründen Sympathie entgegenbringen und würde dabei selbst mittelmäßige Leistungen zu verstehen wissen. Um so erfreulicher, wenn ein derartiger Verein auch künstlerisch Hervorragendes leistet! Der genannte Verein leistet es nicht nur, sondern ist auch ob solcher Leistungen anerkannt. In seinem vorige Woche gegebenen Konzert konnte er neben andern Neuheiten drei Kompositionen zum erstenmal bringen, die ihm selber gewidmet sind. Unter diesen und den übrigen neuen und alten Stücken des Abends befanden sich just einige „wilde Jagden“ und dergl. Das eigens als „Wilde Jagd“ bezeichnete Chorlied von Rudolf Bud ist zweifellos ein Zeugnis von besonderem kompositorischen Können und ganz geeignet, ein Paradestück leistungsfähiger Chorvereine zu werden, wie es denn auch neulich lebhaft und mit Tacapo-Erfolg begrüßt wurde. Eine andre Frage ist, ob man dieser Komposition auch Geschmack und feineres Künstlerumt zuschreiben kann; wenn nicht, so ist daran jedenfalls auch der nicht eben ungewöhnliche Text von D. F. Genfischen schuld. Einige andre, analoge Kompositionen entfalteten ein geringeres Angebot von Kompositionstechnik und von Darstellungs-geschick im einzelnen, machten mir jedoch zum Teil einen künstlerisch volleren Eindruck. So die neue „Spanische Weise“ von Ottomar Neubner — auch eine Veranschaulichung eines Dahinfliegens; gerade dieses scheint mir hier mehr direkt dargestellt zu sein als: andern diesmal gebrachten Kompositionen solcher Vorwürfe. Gottfried Angerer's „Germanenzug“ erwies sich trotz mancher gewöhnlicher Wendungen ebenfalls als gute Gesamtleistung; und der gewichtige Schritt, in welchem dieses Stück — zumal mit seinen weiten Interwällen — dahinschreitet, ist eine interessante musikalische Charakteristik. Als Solofängerin vervollständigte den Reiz des Abends Frau Rose Ettinger. Seit einiger Zeit vielgerühmt und auch diesmal reich an Ehrungen, fordert diese jedenfalls hervorragende Sängerin doch zu einer schärferen Diskussion heraus. Ihre Specialität sind die weichen, zarten, freien Kopfstöne der Höhe; neben diesen stehen die übrigen Töne merklich zurück. Sie scheint demnach einer in Berlin oft genannten Gesangsschule anzugehören, die eben dadurch viel leistet und also in dem Maße verdienstlich heißen darf, als man in jener Eigenart eine besondere Stufe der Kunst sehen will; ob damit mirer Musikpflege wahrhaft gedient ist, mag ebenso zweifelhaft bleiben, wie es zweifellos ist, daß wir in diesem einen und wohl auch in verwandten Fällen reizvolle und geschmeidige Koloraturen zu hören bekommen.

*) Die Schicksalsgöttin.

Was Sangeskunst bedeutet, konnten wir wieder einmal so recht gründlich lernen lernen, als wir von dem jetzt viel Aufsehen erregenden Gastspiel d'Andrade's im Theater des Westens einen Abend besuchten. Es wurde der „Rigoletto“ gegeben, jenes erste Stück aus Verdi's Blütezeit (1851), dessen Text nach einem vielgenannten, seiner Zeit verbotenen Drama Victor Hugo's („Le roi s'amuso“, 1832) eine packende Darstellung der Leiden eines Hofnarren unter dem Treiben des Fürsten und seiner Umgebung giebt, Jener Abend zeigte den echt dramatischen Vortritt des berühmten Sängers in sehr vorteilhafter Weise. Vor allem sind es die gleichsam erzene Festigkeit und erstaunliche Fülle seines Tones und die vollkommene, höchst deutliche Verbindung desselben mit dem Worte, die seine Kunst so groß machen. Im Hörer rührt sich da das kritische Gewissen mit der Frage, ob sein Urteil in den Zwischenzeiten zwischen den seltenen Fällen solcher Erlebnisse nicht zu lag geworden ist — wozu ja gerade das Theater des Westens leicht verführt. Um so interessanter war die Frage, wie sich nun neben diesem Gaste das Uebrige und das Ganze bewährte. d'Andrade sang, während die anderen alle beim Deutschen blieben, in italienischer Sprache, ausgenommen Einen, als Antwort bedeutungsvollen, deutschen Satz. Diese Sprachmischung ist heutzutage bereits so häufig, daß man fast versucht wird, sich mit ihr abzufinden; um so dringlicher erscheint eine Verwahrung dagegen. Auch sonst war die Aufführung nicht recht gleichmäßig. Wir lobten an jener Bühne mehrmals den Vorzug, daß sie nicht so wie das königliche Opernhaus einen störenden Gegenlag zwischen lockerer Gesamthaltung und ausgezeichneten Einzelleistungen darbietet. Solche fehlen hier wohl ganz; im Verhältnis dazu ist der Gesamtgeist, zumal die Regie, nicht übel. Gerade letztere war diesmal zuweilen recht sehr diskutabel und die Orchesterleitung insbesondere ohne Rapport mit dem mannigfachen, so charakteristischen Spielerischen dieser Musik — alles wahrnehmlich infolge des Fehlens von Zeit zum Einstudieren und von einer das Ganze bannenden großen künstlerischen Persönlichkeit. In einzelnen hatten die Mitwirkenden einen besonders schweren Stand zwischen dem einen Sangeskünstler und den Mängeln des Uebrigen. Louise v. Bonomi, eine unjres Erinnerns noch nicht oder wenig hervorgetretene jugendlich dramatische Sängerin, hatte in der Rolle der Tochter des Narren, Gilda, anfangs Mühe, sich gut zu halten; allmählich aber konnte man merken, daß sie zu den Tüchtigeren ihres Faches gehört und auf die richtige Weise in ihrem Können unterstützt zu werden verdient. Auch Marg. Lieban-Groß bestand — wieder in einer ihr so passenden Rolle eines Teufelsweibes — als eine bemerkenswerte Gesangskraft. Zu d'Andrade's scharf bestimmten Tönen bildeten Desider Kranz's wacklige, verwaschene Töne ein ungünstiges Gegenbild. — Noch einmal sei es gesagt: nicht berühmte Gäste, nicht teure Einzelkräfte bringen unier Opernwesen vorwärts, sondern nur die Zusammenfassung des Vorhandenen, sei es auch weniger exzellent, unter einen künstlerischen Gesamtgeist, womöglich vertreten durch einen vollauf vortragskundigen Dirigenten oder einen eben solchen Gesangsmeister oder einen eben solchen Regiekünstler, am besten durch das einseitliche Zusammenwirken der Dreie. —

sz.

Humoristisches.

— Winterbeschäftigung. Vergföhrrer: „Heut' hat mir ein Berliner Dichter telegraphiert, ich soll sofort hin kommen und ihn anseilen, damit er nicht aufs Ueberbrett geschleppt wird.“ —

— In der Schülerpension. Pensionsvater: „Siehe, liebe Agnes, auch das Böse hat seine Berechtigung auf der Welt; man giebt den Rangen Strassfassen und spart dabei an Verpflegungsgeld!“ —

Notizen.

— Die zehnte russische Auflage der vollständigen Werke Tolstoj's in 15 Oktavbänden ist bis jetzt in 80 000 Exemplaren abgesetzt worden — eine stattliche Ziffer, denn es ist eine Art Luxusausgabe und kostet 80 Fr. In der russischen Abteilung des Britisch Museum befinden sich 200 deutsche Uebersetzungen, 150 französische, 120 englische, 50 dänische und schwedische Uebersetzungen von Tolstoj's Schriften, sowie etliche Bearbeitungen in der tatarischen, in der japanischen und in der hindostanischen Sprache. —

— „Dionysische Phantasie“, ein neues Werk von Siegmund v. Hausegger, kommt im zweiten Großen Sinfonischen Abonnements-Konzert des Berliner Tonkünstler-Orchesters (Dirigent: Richard Strauß) am 18. November bei Kroll zum Vortrag. —

— Aus der Reichenheim-Stiftung wurden zwei Stipendien von je 600 M. dem Maler Paul Hildebrandt aus Tüchel und dem Maler Hans Lindenstädt aus Frankfurt a. O. für das Jahr 1901/1902 verliehen. —

— Im Verein für deutsches Kunstgewerbe wird am Mittwochabend im Festsale des Künstlerhauses Walter Ekan einen Vortrag halten über: „Der japanische Handwerker bei seiner Arbeit. Beobachtungen und Erlebnisse“. Der Vortrag wird durch Lichtbilder und Ausstellung japanischer Kunstwerke und Handwerksgeräte erläutert werden. —